

Helga Nowotny, Peter Scott, Michael Gibbons: Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty. Polity Press, Oxford 2001. 278 Seiten, ISBN 0-7456-2608-4, £ 14.99

1994 schreckte ein nur knapp 180 Seiten starkes Buch aus der Feder eines Teams international renommierter Bildungs- und Wissenschaftsforscher die hochschul- und wissenschaftspolitische Szene auf. Fünf Autoren und eine Autorin diesseits und jenseits des Atlantiks verkündeten dort, dass wir uns gegenwärtig in einer Übergangsphase befinden, an deren Ende ein gänzlich neuer Modus der Wissensproduktion stehen werde.¹ „The New Production of Knowledge“, so auch der Titel der mehrfach wieder aufgelegten Monographie von Michael Gibbons und anderen, ist vom traditionellen Modus der Wissensproduktion grundlegend verschieden: Universitäten verlieren ihre Monopolstellung als zentraler Ort der gesellschaftlichen Wissensproduktion; gesellschaftliche Nützlichkeitskriterien treten an die Stelle der zweckfreien Naturerkenntnis; die Bedeutung wissenschaftlicher Disziplinen schwindet zugunsten transdisziplinärer Forschungszusammenhänge; wissenschaftsinterne Kriterien und Verfahren der Qualitätssicherung werden durch die Orientierung an politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bewertungen aufgeweicht; ebenso nimmt die soziale Verantwortlichkeit und Reflexivität der am Forschungsprozess Beteiligten zu. Aus historischer und soziologischer Perspektive sind die von Gibbons et al. (1994) vertretenen Behauptungen zwar mehr als fragwürdig,² jedoch bleibt es das unbestrittene Verdienst von Gibbons et al. (1994), die zumeist auf kleine Zirkel von Gleichgesinnten beschränkten Reflexionen der Wissenschaftsforschung einer breiteren hochschul- und wissenschaftspolitischen Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben. So findet sich kaum ein programmatisches Papier der EU-Forschungskommission,

¹ Gibbons, Michael/Limoges, Camille/Nowotny, Helga/ Schwartzman, Simon/ Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London: SAGE.

² Vgl. Krücken, Georg (2001): *Wissenschaft im Wandel? Gegenwart und Zukunft der Forschung an deutschen Hochschulen*, in: Stölting, Erhard/Schimank, Uwe (Hg.), *Die Krise der Universitäten*. Leviathan Sonderheft 20/2001. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 326-345; Weingart, Peter (2001): *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück, Kap. 1, 8.

in dem nicht Grundideen und -begriffe der „New Production of Knowledge“ auftauchen.

„Re-Thinking Science“ stellt eine Anschlussmonographie zu „The New Production of Knowledge“ dar. Drei der sechs Autoren sind wieder vertreten, dieses Mal unter Führung der österreichischen Wissenschaftsforscherin Helga Nowotny. Wer nun erwartet, dass hier die zahlreichen Fragen, die das erste Buch offen ließ, beantwortet würden, sieht sich enttäuscht. Wiederum steht eher das Ziel im Vordergrund, einen zum Nachdenken anregenden Essay zu schreiben, und nicht das Bemühen um empirische Härte und theoretische Konsistenz.

Der Rahmen ist sehr breit angelegt und geht über „The New Production of Knowledge“ hinaus. Ausgangspunkt der Reflexionen über Wissenschaft und Gesellschaft ist die gegenwärtig zu beobachtende Erosion von Grenzen zwischen Staat, Markt und Kultur (S. 21ff.). Alle drei Bereiche überschreiten traditionelle Grenzen, werden „transgressiv“ und vermischen sich mit den jeweils anderen Bereichen und deren Orientierungslogiken. In einem Zeitalter der Grenzüberschreitung, so die in den folgenden Kapiteln ausgeleuchtete Konsequenz, kann nun auch die Wissenschaft nicht mehr als kategorial distinkter Gesellschaftsbereich angesehen werden. Auch sie ist mittlerweile so fest mit vermeintlich außerwissenschaftlichen Kontexten verwoben, dass differenzierungstheoretische Argumente der Soziologie und wissenschaftstheoretische Argumente der Philosophie nur mehr als überholtes Gedankengut zu betrachten sind. Die Einheit der Wissenschaft scheint unwiderruflich zerbrochen, und die Spezifik der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion, sei sie (wie von Seiten der traditionellen Wissenschaftssoziologie) institutionell, sei sie (wie von Seiten der traditionellen Wissenschaftsphilosophie) epistemologisch gefasst, löst sich auf. An ihre Stelle treten unterschiedliche gesellschaftliche Kontextualisierungen, die sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen. Vor allem das Verhältnis der Wissenschaft zur Öffentlichkeit ist dem Autorenteam zufolge tiefgreifenden Transformationen unterworfen. Im „Zeitalter der Unsicherheit“, so der Untertitel, sind gerade hier vielfältige Überlappungen und Grenzauflösungen zu beobachten, die hierarchische Modelle der Wissensvermittlung in Frage stellen.

Die Stärken des Buches liegen zweifellos in der Breite seiner Anlage, dem reflexiv gebrochenen Stil, der sich wohltuend von „The New Production of Knowledge“ absetzt, und dem Referieren und Aufeinanderbeziehen zum Teil sehr unterschiedlicher Arbeiten, wodurch eine sehr ge-

lungene und auf interne Auseinandersetzungen verzichtende Leistungsschau der neueren Wissenschaftsforschung zustande kommt. Auf diese Weise wird das grundlegende Ziel, zum Nachdenken über das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft anzuregen, souverän erreicht. Da solche großen und zudem gut geschriebenen Würfe Seltenheitswert haben, sind ihm zahlreiche Leserinnen und Leser zu wünschen. Allerdings stellen sich zentrale Behauptungen – wieder einmal – bei näherer Betrachtung als höchst fragwürdig heraus. Ich möchte das an drei Punkten verdeutlichen.

Erstens ist es keineswegs ausgemacht, dass die unbestrittene Zunahme der wechselseitigen Beeinflussung von Wissenschaft und Öffentlichkeit als Auflösung der Grenzen zwischen beiden Bereichen zu interpretieren ist. So deutet die öffentliche Figur des wissenschaftlichen Experten, der zunehmend massenmediale Diskussionsrunden, Wissensshows und Beratungssendungen bevölkert, meiner Einschätzung nach gerade nicht auf sich auflösende Grenzen und die Verabschiedung hierarchischer Modelle im Zeitalter der Unsicherheit hin. Im Gegenteil: Autorität kraft Wissen, Sicherheit der Expertenmeinung und die damit einhergehende Notwendigkeit klarer Grenzen zur uninformierten Laienöffentlichkeit werden hier als modernes Ritual aufgeführt. Auch die von den Autoren vielfach zitierte medizinische Forschung ist ein denkbar schlechtes Beispiel für die Annahme sich auflösender Grenzen. Wenn Patientengruppen, wie auf S. 140f. berichtet, sich zunehmend an Politik und Öffentlichkeit wenden, um mehr Ressourcen für die Forschung zu mobilisieren, wird Wissenschaft hierdurch nicht zur hybriden, grenzüberschreitenden Tätigkeit. Es zeigt vielmehr die ungebrochene Autorität der Wissenschaft als Problemlösungsinstanz der Moderne.

Zweitens ist klarer zwischen Veränderungen auf der diskursiven Ebene und solchen, die sich auf die institutionellen Strukturen und organisatorischen Praktiken der Wissenschaft beziehen, zu unterscheiden. Zweifellos finden gegenwärtig vor allem im Bereich des hochschul- und wissenschaftspolitischen Diskurses weitreichende Veränderungen statt: Der mit Anglizismen gespickte Redeschwall zu „Innovationen“ und „Vernetzungen“ in der „Informations- und Wissensgesellschaft“ ist allgegenwärtig. Die von Nowotny et al. in ihrer Analyse nachgezeichneten Veränderungen sind ebenfalls primär auf der Diskursebene anzusiedeln. Hieraus auf weitreichende Veränderungen der akademischen Wissenschaft selbst zu schließen, ist allerdings voreilig. Wie zahlreiche Forschungen zu Um-

weltschutz, Öffentlichkeitsnähe, Technologietransfer und anderen im politischen Diskurs hoch gehandelten Werten gezeigt haben, werden die damit verbundenen Erwartungen keineswegs bruchlos in die Wissenschaft übersetzt. Von Seiten der Organisations- und Wissenschaftssoziologie ließ sich zeigen, dass institutionelle Strukturen und organisatorische Praktiken ein erhebliches Maß an Trägheit und Wandlungsresistenz aufweisen. In der gesellschaftlichen Umwelt formulierte Erwartungen werden zumeist so abgearbeitet, dass der Kernbereich der wissenschaftlichen Forschung gerade nicht zur Disposition steht. Indem man Stellen für Umweltschutz-, Technologietransfer- und Öffentlichkeitsbeauftragte einrichtet und entsprechende Programme aufbaut, werden etablierte Strukturen und Praktiken vor Änderungszumutungen geschützt. Für die Behauptung eines epochalen Wandels der Wissenschaft reichen die von dem Autorenteam gelieferten Evidenzen also nicht aus, denn jenseits der Diskursebene sind die Befunde weitaus weniger eindeutig.

Drittens sind auch die politisch-normativen Implikationen der diskutierten Trends kritischer zu bewerten. Die eindeutig positive Bewertung der „kontextualisierten Wissenschaft“ entspricht der früheren Bewertung, die bereits 1994 im neuen Modus der Wissensproduktion vor allem eine demokratische Öffnung der Wissenschaft sah. 2001 speist sich diese Bewertung aus der Vorstellung, dass Wissenschaft, in Anlehnung an die griechische *agora*, auf einer Art öffentlichem Marktplatz von gebildeten Individuen kritisch begutachtet, diskutiert und auf die jeweiligen individuellen Bedürfnisse bezogen wird (S. 201ff.). Die *agora* als Metapher zur Umschreibung gegenwärtiger Kontextualisierungen ist jedoch irreführend. Zum einen ist die wissenschaftsrelevante Öffentlichkeit keineswegs das Aggregat allseits interessierter, jedoch interessenloser Individuen. Es handelt sich im Wesentlichen um organisierte Sozialsysteme, das heißt Gruppen und Organisationen, die sich themenspezifisch mit Wissenschaft auseinandersetzen. Zum anderen findet ein Gutteil der Kontextualisierungen wissenschaftlichen Wissens in Zusammenhängen statt, für die die Metapher der *agora* denkbar ungeeignet ist. Man denke hier an die technische Normung, den Technologietransfer zwischen Universitäten und Wirtschaft sowie an die vielfältigen Beratungsleistungen von Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern. Es ist offensichtlich, dass die Zugangsmöglichkeiten zu derartigen „Foren“ beschränkt sind, und im Einzelfall, etwa bei frühzeitiger Patentierung und Verwertung von Forschungsergebnissen, kann Wissenschaft gerade hierin ihren Charakter als

öffentliches Gut verlieren. Dem kraftvollen Plädoyer von Nowotny und ihren Mitstreitern zugunsten einer neuen, kontextualisierten Wissenschaft ist also nicht nur wissenschaftlich-analytisch, sondern auch politisch-normativ mit Distanz zu begeben.

Georg Krücken (Bielefeld)

Barbara M. Kehm/Peer Pasternack: Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels. Deutscher Studienverlag, Weinheim und Basel 2001. 254 Seiten, ISBN 3-89271-933-0, € 27,-

Was wäre, wenn deutsche Hochschulen gar nicht so rückständig und reformbedürftig sind, wie sie augenblicklich dargestellt werden, sondern in Wirklichkeit avangardistische Organisationsformen, die sogar als Zukunftsmodell für andere Bereiche taugen? Zugegeben, diese Frage klingt merkwürdig in einer Zeit, in der der öffentliche Diskurs sich darüber einig ist, dass die Hochschulen in der Bundesrepublik dringend modernisiert werden müssen, weil sie internationalen Standards hinterherhinken und als Spielwiese für beliebige individuelle Interessen der Wissenschaftler gelten, die stärker reglementiert werden müssen. Folgt man aber der neueren Literatur zur Zukunft von Wirtschaftsunternehmen, stehen die Hochschulen gar nicht mehr so schlecht da. So singt der Wittener Soziologie-Professor Dirk Baecker in einem seiner jüngsten Aufsätze das Hohelied auf die individuelle Autonomie von Mitarbeitern: „Die Unternehmenskultur der Zukunft wird die Zugriffe der Organisation auf den Menschen in Grenzen halten müssen und sich stattdessen auf die Individualität ihrer Mitarbeiter umstellen und einstellen, ohne zu wissen, was diese Individualität im Einzelnen bedeutet, und gerade weil sie sich diese Unberechenbarkeit zunutze machen will und muss“.³ Das klingt so, als handele es sich um die Beschreibung eines Universitätsinstituts, in dem sich die Arbeit nicht nach der üblichen Input-/Outputlogik organisieren lässt, weil sie von „der unberechenbaren geisti-

³ Baecker, Dirk: Drei Regeln einer wirtschaftlich effizienten Unternehmenskultur. Einfachheit, Autonomie und kulturelle Führung. In: Die Werte des Unternehmens. Edition Universitas. Herausgegeben von der Eberhard von Kuenheim Stiftung. Stuttgart, Leipzig 2002, Seite 63.